

**BJØRNSTJERNE
BJØRNSEN**

TROND

BJØRNSTJERNE BJØRNSON TROND

Als Vorlage diente Bjørnstjerne Bjørnson, Thron, aus Gesammelte Werke in fünf Bänden, S. Fischer Verlag, Berlin 1911-1914, herausgegeben von Julius Elias, bearbeitet von Maoi.

Norwegischer Originaltitel: Trond.

Es war ein Mann mit Namen Alf, in den seine Mitbürger große Hoffnungen setzten; denn er war den meisten an Klugheit und Tatkraft überlegen. Doch als dieser Mann dreißig Jahr alt war, zog er hinauf ins Gebirge und machte sich dort, zwei Meilen von allen Menschen entfernt, ein Stück Land urbar. Manche wunderten sich, daß er diese Nachbarschaft mit sich selbst aushielt, aber sie wunderten sich noch mehr, als nach einigen Jahren ein junges Mädchen aus dem Tal sie mit ihm teilen wollte, und zwar gerade das Mädchen, das bei allen Festen und bei jedem Tanz die Fröhlichste gewesen war.

Man nannte sie die »Waldmensen«, und er war unter dem Namen »Alf vom Walde« bekannt; die Leute drehten sich lange nach ihm um, wenn er sich in der Kirche oder bei der Arbeit einfand; denn sie konnten nicht aus ihm klug werden, und er schien kein Interesse daran zu

haben, sich auszusprechen. Die Frau war nur selten im Dorf gewesen, einmal aber, um ein Kind über die Taufe zu halten.

Dies Kind war ein Sohn, der Trond getauft wurde. Als er heranwuchs, sprachen sie des öfteren davon, sie müßten eine Hilfe haben, und da sie nicht die Mittel hatten, sich eine erwachsene Magd zu halten, so nahmen sie eine halbwüchsige, wie sie sich ausdrückten, ins Haus: ein vierzehnjähriges Mädchen, das auf den Jungen zu achten hatte, wenn die Eltern auf dem Felde waren.

Sie war freilich ein bißchen einfältig, und der Junge merkte bald, daß alles, was die Mutter ihm sagte, leicht zu begreifen war, während das, was Ragnhild ihn lehrte, schwer war. Mit dem Vater sprach er nicht viel, und er hatte auch Angst vor ihm, denn wenn er in der Stube war, mußte alles mäuschenstill sein.

Einmal an einem Weihnachtsabend – auf dem Tisch brannten zwei Lichte, und der Vater trank aus einer weißen Flasche – packte der Vater den Jungen, nahm ihn auf den Schoß, sah ihm streng in die Augen und rief: »Buh, Junge!« Dann fügte er milder hinzu: »Du bist gar nicht so'n Angsthase; möchtest Du ein Märchen?« Der Junge antwortete nicht, sondern sah den Vater groß an. Der aber erzählte ihm von einem Mann aus Vaage, welcher »der Blessommer« hieß. Er war in Kopenhagen, dieser Mann, um des Königs Schiedsspruch einzuholen in einem Prozeß, den er führte, und das zog sich so in die Länge, daß ihm der Weihnachtsabend über den Hals kam; das gefiel

aber dem Blesommer durchaus nicht, und wie er so durch die Straßen schlenderte und nach Hause dachte, da sah er einen wuchtigen Kerl in einem weißen Mantel vor sich hergehen.

»Du gehst ja so schnell«, sagte der Blesommer.

»Hab's weit bis nach Haus heut' abend«, sagte der Mann.

»Wo willst Du hin?«

»Nach Vaage«, sagte der Mann und schritt aus.

»Das trifft sich aber fein«, sagte der Blesommer, »dahin möchte ich auch.«

»Dann kannst Du hinten bei mir auf den Kufen stehen,« antwortete der Mann und bog in eine Querstraße ein, wo sein Schlitten stand. Er schwang sich hinauf und sah sich nach dem Blesommer um, der sich auf die Kufen stellte.

»Du mußt Dich festhalten,« sagte er.

Der Blesommer tat es, und es war auch nötig; denn es ging nicht etwa immer auf der glatten Erde hin.

»Mir scheint, Du fährst übers Wasser,« sagte der Blesommer.

»Das tu' ich,« sagte der Mann, und der Gischt umstob sie. Aber nach einer Weile kam es dem Blesommer vor, als führen sie nicht mehr übers Wasser.

»Mir scheint, es geht durch die Luft«, sagte er.

»Ja, das tut es,« antwortete der Mann. Aber als sie noch weiter gefahren waren, kam dem Blesommer die Gegend, durch die sie fuhren, so bekannt vor.

»Mir scheint, das ist Vaage,« sagte er.

»Ja, jetzt sind wir da«, antwortete der Mann, und der Blesommer fand, es sei recht schnell gegangen.

»Schönen Dank für die Fahrt,« sagte er.

»Gleichfalls!« sagte der Mann und fügte hinzu, während er auf das Pferd einschlug: »Jetzt sieh Dich lieber nicht weiter nach mir um!«

»Nein, nein,« dachte der Blesommer und trollte sich über die Höhen heimwärts. Aber da erhob sich hinter ihm ein Dröhnen und Getöse, als wolle der ganze Berg einstürzen, und ein Leuchten ging über das Land hin; er sah sich um, und da sah er den Mann in dem weißen Mantel durch krachende Feuersäulen hindurch in den offenen Berg einfahren, der sich wie ein Tor über ihm wölbte. Dem Blesommer wurde es etwas unbehaglich zumute bei der Reisegesellschaft, die er gehabt hatte, und er wollte den Kopf wieder umwenden; aber wie der Kopf saß, so blieb er sitzen, und der Blesommer hat in seinem ganzen Leben den Kopf nicht mehr umdrehen können.

So etwas hatte der Bursch sein Lebtag nicht gehört. Er getraute sich nicht den Vater weiter zu fragen, aber am andern Morgen in aller Frühe fragte er die Mutter, ob sie keine Märchen wisse. Doch, sie wußte welche, aber die handelten meistens von Prinzessinnen, die sieben Jahre lang gefangen saßen, bis der rechte Prinz kam. Der Bursch dachte, alles, was er hörte und las, lebe in seiner nächsten Nähe.

Er war etwa acht Jahr alt, als an einem Winterabend der erste fremde Mensch bei ihnen durch die Tür trat.

Er hatte schwarzes Haar, und das hatte Trond noch nie gesehen. Er sagte kurz »Guten Abend« und kam herein; Trond wurde die Sache ängstlich, und er setzte sich auf einen Schemel am Herd. Die Mutter nötigte den Mann zum Sitzen; er tat es, und da faßte sie ihn genauer ins Auge: »Herrjeh, ist das nicht der Fiedel-Knut?« sagte sie.

»Ja, freilich ist er das. Es ist lange her, daß ich auf Deiner Hochzeit spielte.«

»Ach ja, das ist schon eine ganze Weile. Kommst Du weit her?«

»Ich habe Weihnachten auf der andern Seite des Berges gespielt. Aber mitten im Gebirge wurde mir schlecht; ich mußte hier einkehren, um mich auszuruhen.«

Die Mutter brachte ihm Essen herein; er setzte sich an den Tisch, sagte aber nicht »in Jesu Namen«, wie der Junge es doch immer gehört hatte. Als er fertig war, stand er auf: »Nun ist mir wieder ganz gut«, sagte er; »laßt mich jetzt ein klein bißchen ruhen.« Und er wurde zum Ausruhen in Tronds Bett gesteckt.

Für Trond wurde eins auf dem Fußboden gemacht. Wie er so dalag, fror ihn an der Seite, die dem Herd abgekehrt war, und das war die linke. Ihm fiel ein, das komme daher, daß die eine Seite in der nächtlichen Kälte bloß lag; denn er lag ja mitten im Walde. Wie war er nur in den Wald gekommen? Er richtete sich auf und blickte sich um, und das Feuer brannte in weiter Ferne, und er lag wirklich allein im Walde; er wollte nach Hause gehen zum Feuer, kam aber nicht von der Stelle. Da überfiel ihn

große Angst; denn hier konnten Ungeheuer hausen und Hexen und Gespenster; heim mußte er zum Feuer, aber er kam nicht von der Stelle. Da wuchs seine Furcht, er raffte seine ganze Kraft zusammen, schrie »Mutter« – und wachte auf. »Mein Junge, Du träumst so schwer«, sagte sie und nahm ihn auf den Arm.

Ihn überlief ein Schauer, und er sah sich um. Der Fremde war fort, und er wagte nicht nach ihm zu fragen. Die Mutter kam in ihrem schwarzen Kleid herein und ging ins Dorf. Zurück kam sie mit zwei andern Fremden, die auch schwarzes Haar und flache Hüte hatten. Sie sagten auch nicht »in Jesu Namen« vorm Essen, und sie sprachen leise mit dem Vater. Nachher ging er mit ihnen in die Scheune und kam mit einem großen Kasten wieder heraus, den sie zwischen sich trugen. Den setzten sie auf einen Schlitten und verabschiedeten sich. Da sagte die Mutter: »Wartet einen Augenblick und nehmt den kleinen Kasten mit, den er bei sich hatte.« Und sie ging ins Haus, um ihn zu holen.

Einer der Männer aber sagte: »Den kann der kriegen,« und zeigte auf Trond.

Der andere fügte hinzu: »Brauch' sie ebensogut wie der Mann, der jetzt hier liegt,« und er deutete auf den großen Kasten. Da lachten beide und zogen von dannen. Trond besah sich den kleinen Kasten, den er auf diese Weise bekommen hatte.

»Was ist da drin?« fragte er.

»Trag ihn hinein und sieh nach«, sagte die Mutter.

Er tat es, und sie half ihm beim Öffnen. Da strahlte sein Gesicht vor Freude, denn er sah etwas Leichtes, Feines darin liegen.

»Hol' es heraus!« sagte die Mutter.

Er tippte nur mit einem Finger darauf, aber voll Entsetzen zog er ihn wieder zurück.

»Es weint!« sagte er.

»Nur Mut!« sagte die Mutter, sie griff mit der ganzen Hand zu und nahm das Ding heraus.

Er wog es und drehte es hin und her, er lachte und streichelte es: »Mutter, was ist das?« fragte er, es war so leicht wie ein Spielzeug.

»Das ist eine Fiedel.«

Auf die Art bekam Trond Alfson seine erste Geige.

Der Vater konnte ein wenig spielen, und er brachte dem Jungen die ersten Griffe bei. Die Mutter konnte Tanzweisen trällern von ihrer Tanzzeit her, und die lernte er, machte aber bald selbst neue. Er spielte immer, wenn er nicht lernte; er spielte so viel, daß der Vater einmal sagte, er werde ganz blaß dabei. Alles, was der Knabe bis dahin gelesen und gehört hatte, ging in die Fiedel über. Die weiche, feine Saite war die Mutter; die Saite dicht daneben, die beständig der Mutter folgte, war Ragnhild. Die grobe Saite, die er seltener anrührte, war der Vater. Die letzte, feierliche Saite aber, vor der hatte er beinahe Angst, und der gab er keinen Namen. Wenn er auf der Quinte einen Fehlgriff tat, war es die Katze, wenn er aber auf des Vaters Saite fehlgriff, so war das der Ochse. Der Bogen war der

Blessommer, der in einer Nacht von Kopenhagen nach Vaage gefahren war. Auch jedes Lied war ein bestimmter Gegenstand. Das Lied mit den langen, feierlichen Tönen war die Mutter in ihrem schwarzen Kleide. Das zaghafte und hüpfende war Moses, als er stammelte und mit seinem Stab an den Felsen schlug. Das Lied mit der leisen Melodie, wo der Bogen so leicht auf den Saiten lag, war die Hexe, die die Herde im Nebel an sich lockt, wenn kein anderer es sieht.

Das Spiel aber trug ihn über die Berge hinaus, und in ihm erwachte die Sehnsucht. Als der Vater eines Tages erzählte, auf dem Jahrmarkt habe ein kleiner Junge gespielt und viel Geld verdient, lauerte er in der Küche der Mutter auf und fragte sie leise, ob er nicht auch auf den Jahrmarkt dürfe und den Leuten etwas vorspielen.

»Wie kommst Du auf so was!« sagte die Mutter, sprach aber doch gleich mit dem Vater darüber.

»Er kommt noch früh genug in die Welt,« antwortete der Vater, und er sagte es so entschieden, daß die Mutter nicht weiter bat.

Bald darauf sprachen Vater und Mutter bei Tisch von einigen neuen Landsäßen, die kürzlich ins Gebirge gekommen waren und sich verheiraten wollten. Sie hätten keinen Spielmann zur Hochzeit, sagte der Vater.

»Könnte ich nicht den Spielmann machen?« flüsterte der Bursch, als die Mutter wieder in der Küche stand.

»So klein, wie Du bist!« sagte sie; aber sie ging doch hinaus in die Scheune, wo der Vater war, und sagte es ihm.

»Er ist noch nie im Dorf gewesen,« fügte sie hinzu, »er hat nie eine Kirche gesehen«.

»Was bittest Du mich eigentlich,« sagte Alf; aber weiter sagte er auch nichts, und da nahm die Mutter an, sie dürfe. Deshalb ging sie hinüber zu den neuen Landsaßen und bot den Jungen an.

»So wie der spielt,« sagte sie, »hat noch kein Kind gespielt,« und – der Bursch wurde angenommen.

Das gab aber eine Freude zu Hause! Von morgens bis abends spielte er und übte neue Weisen ein, nachts träumte er von ihnen; sie trugen ihn über die Höhen in fremde Lande, als reite er auf segelnden Wolken. Die Mutter nähte ihm einen neuen Anzug, der Vater aber wollte von der ganzen Geschichte nichts wissen.

Die letzte Nacht schlief Trond nicht, sondern ersann ein neues Lied über die Kirche, die er noch nicht gesehen hatte. Am Morgen war er früh auf und die Mutter auch, um ihm Frühstück zu geben, aber er konnte nichts essen. Er zog den neuen Anzug an und nahm die Fiedel in die Hand, und da war's ihm, als flimmere es ihm vor den Augen. Die Mutter begleitete ihn bis vor die Tür und sah ihm nach, wie er über die Hänge dahinschritt; es war das erstemal, daß er von Hause fortzog.

Der Vater stieg leise aus dem Bett und ging ans Fenster; da stand er und blickte dem Knaben nach, bis man die Mutter auf den Steinfliesen hörte; da ging er wieder zu Bett und lag schon drin, als sie hereinkam. Sie ging ruhelos in der Stube umher, als habe sie etwas auf dem

Herzen. Und schließlich kam sie mit der Sprache heraus: »Ich finde eigentlich, ich müßte hinunter in die Kirche und sehen, wie es geht.«

Er gab keine Antwort, deshalb hielt sie die Sache für abgemacht, zog sich an und ging.

Es war ein herrlicher Sonnentag, an dem der Bursch über die Hänge dahinzog; er hörte den Vögeln zu und sah die Sonne auf den Blättern glitzern, während er rasch vorwärtsschritt, die Fiedel unterm Arm. Und als er an das Hochzeitshaus kam, sah er noch immer nichts anderes, als was ihn vorher beschäftigt hatte, sah weder Brautstaat noch Hochzeitszug; er fragte nur, ob sie bald aufbrechen wollten; das wollten sie. Er ging mit der Fiedel voran, jetzt spielte er die himmlische Morgenstimmung ihnen in die Seele hinein, und es hallte zwischen den Bäumen.

»Sehen wir die Kirche bald?« fragte er die hinter ihm Schreitenden.

Lange hieß es nein; aber schließlich sagte einer: »Jetzt bloß noch um diese eine Felswand herum, dann siehst Du sie!«

Er spielte sein neuestes Lied auf der Fiedel, der Bogen tanzte, und er spähte nach vorn. Da lag das Dorf dicht vor ihm!

Das erste, was er sah, war ein zarter, leichter Nebel, der wie ein Rauch vor der jenseitigen Bergwand lag. Er ließ das Auge zurückschweifen über grüne Wiesen und große Häuser mit Fenstern, in denen die Sonne brannte; das glitzerte fast wie ein Eisgletscher am Wintertag. Die

Häuser wurden immer größer und immer mehr Fenster kamen zum Vorschein, und hier an der einen Seite lagen ungeheuer große, rote Häuser, vor denen Pferde angebunden standen; geputzte kleine Kinder spielten auf einem Hügel, Hunde saßen dabei und sahen zu. Aber über allen den Menschen und Dingen schwebte ein langer, dunkler Ton, der ihn erschütterte, daß alles, was er sah, sich im Takt nach diesem Ton zu bewegen schien. Da sah er plötzlich ein großes, schlankes Haus, das geradenwegs in den Himmel hinein strebte mit einer hohen blinkenden Stange. Und weiter unten funkelten hundert Fenster in der Sonne, daß das Haus wie in einer Lohe stand. Das muß die Kirche sein, dachte der Bursch, und daher muß der Ton kommen! Rings um die Kirche stand eine ungeheure Menge Menschen, und alle sahen sie ganz gleich aus! Er brachte sie sofort mit der Kirche in Verbindung und fühlte daher vor dem kleinsten Kinde eine mit Furcht gemischte Achtung. Jetzt muß ich spielen, dachte Trond und setzte den Bogen an. Aber was war das? Die Fiedel tönte ja nicht mehr. – Da muß an den Saiten etwas entzwei sein; er untersuchte sie, fand aber nichts. »Dann muß es daran liegen, daß ich nicht fest genug aufdrücke«, und er drückte auf, aber die Fiedel war wie zersprungen. Er nahm für das Lied, das die Kirche bedeuten sollte, ein anderes, aber es ging ganz ebenso schief. Kein Ton, nur ein Gequietsch und Gejammer. Er fühlte, wie ihm der kalte Schweiß übers Gesicht perlte; er dachte an die vielen klugen Menschen, die hier standen

und ihn vielleicht auslachten, ihn, der doch zu Hause so schön spielen konnte, hier aber keinen einzigen Ton hervorbrachte. »Gott sei Dank, daß Mutter nicht hier ist und meine Schande mit ansieht«, sagte er vor sich hin, während er mitten unter den Menschen zu spielen versuchte, aber da – da stand sie ja in dem schwarzen Kleid und zog sich mehr und mehr zurück. Im selben Augenblick sah er hoch oben auf der Turmspitze den schwarzhaarigen Mann sitzen, der ihm die Fiedel geschenkt hatte.

»Gib wieder her!« rief er, lachte und streckte die Arme aus, und die Turmspitze ging auf und nieder mit ihm, auf und nieder.

Der Bursch aber nahm die Fiedel unter den Arm: »Du kriegst sie nicht!« rief er, drehte sich um und lief davon, weg von der Menschenschar, von den Häusern fort, über Wiesen und Felder hin, bis er nicht mehr konnte und umsank.

Da lag er lange, das Gesicht auf der Erde; und als er sich endlich umdrehte, hörte und sah er bloß Gottes unendlichen Himmel, der über ihm stand mit seinem ewigen Gebraus. Das war ihm so entsetzlich, daß er sich wieder zur Erde umdrehen mußte. Als er abermals den Kopf hob, fiel sein Blick auf die Fiedel, die neben ihm lag.

»Du hast die ganze Schuld!« rief der Bursch und hob sie auf, um sie zu zerschlagen, hielt aber inne und sah sie an.

»Wir haben viel frohe Stunden zusammen gehabt,« sagte er zu sich selbst und schwieg.

Aber gleich darauf meinte er: »Die Saiten müssen herunter, die taugen nichts.« Und er holte ein Messer aus der Tasche und schnitt zu. »Au!« sagte die Quinte kurz und schmerzlich. Der Bursch schnitt weiter. »Au!« sagte die nächste Saite; der Bursch aber schnitt weiter. »Au!« sagte die dritte düster, – und nun kam die vierte an die Reihe. Ein tiefes Weh faßte ihn; die vierte Saite, – die Saite, der er nie einen Namen zu geben gewagt hatte, die schnitt er nicht durch. Jetzt hatte er auch die Empfindung, es sei nicht allein die Schuld der Saiten, wenn er nicht hatte spielen können.

Da kam die Mutter langsam zu ihm hinaufgestiegen, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Aber nur noch größere Furcht packte ihn. Er hielt die Fiedel an den zerschnittenen Saiten in die Höhe, stand auf und rief zu ihr hinunter: »Nein, Mutter! nach Hause komme ich nicht eher wieder, als bis ich das spielen kann, was ich heut gesehen habe.«